

lischen Fakultäten. Danach konstatiert er bis 1958 eine zweite Phase systematischer Politik der SED, die durch „radikale Veränderungen“ charakterisiert war. Sie mündete in eine „repressive Fakultätspolitik“ zwischen 1958 und 1965, die wiederum Grundlagen schuf für die Vorbereitung der 3. Hochschulreform im Jahre 1971, als die theologischen Fakultäten als solche abgeschafft und zu Sektionen in einem noch rigideren Universitätssystem wurden.

Die Untersuchung der oft heiklen Rolle der evangelischen Universitätstheologie in der DDR in den Folgejahren zwischen 1971 und 1989 könnte dann endgültig bei der Beantwortung der Frage helfen, ob Staat oder Kirche durch deren Existenz einen größeren Nutzen bzw. Schaden aufzuweisen hatten. Stengels Werk setzt hierfür jedenfalls den Maßstab, an dem sich künftige Auseinandersetzungen mit dieser Problematik messen müssen.

Bernd Schäfer

## Literatur und Lyrik

RUSSELL, Mary Doria: *Sperling*. München: Heyne 2000. 651 S. (Heyne Science Fiction & Fantasy. 06/6336.) Kart. 19,90.

Der Titel bezieht sich auf die bekannte Bibelstelle, der zufolge kein Spatz auf die Erde fällt ohne den Willen des himmlischen Vaters. Der da gefallen zu sein scheint, ist ein Jesuit, Protagonist eines Science-Fiction-Romans: Pater Emilio Sandoz, Linguist, charismatischer Priester, Abkömmling einer puertoricanischen Drogenhändlerfamilie und einziger Überlebender einer Expedition nach Rakhat, von der er nicht nur als gebrochener Mann zurückkehrt. In den Augen der Welt ist er auf diesem Planeten im System „Alpha Centauri“ zum Verbrecher geworden, Prostitution und Mord werden ihm vorgeworfen.

Der Roman ist insofern ungewöhnlich, als er bei aller Leichtigkeit des Genres vor keiner Problemstellung kneift, angefangen bei den sexuellen Schwierigkeiten eines Zölibatärs bis hin zu existentiellen Glaubensfragen – und alle diese Probleme werden mit großer Sensibilität und hoher intellektueller und gefühlsmäßiger Redlichkeit behandelt. So ganz nebenbei, nahezu unbetont, wird ein überaus sympathisches Bild der Gesellschaft Jesu gezeichnet.

Science Fiction teilt ein Grundmuster mit der utopischen Literatur: Die neuen Techniken, die unvertrauten Sozialstrukturen, die beschrieben werden sollen, müssen irgendwo außerhalb der bekannten Welt angesiedelt werden. Für Atlantis war ein fiktiver Ort jenseits der Säulen des Herkules noch ausreichend weit weg. Der Sonnenstaat, Utopia und New Atlantis sind über weite Meere unter vielerlei Gefahren erreichbar. Heute

gibt es auf der Erde keine geeignete „Terra incognita“ mehr. Seit H. G. Wells weichen die Autoren in die Zeit aus, bereits Jules Verne bereiste den Raum. Science Fiction kombiniert meistens beide Elemente. Im vorliegenden Buch muß die Technik für Weltraumfahrten erst noch entwickelt werden.

Im Jahr 2019 gibt es auf der Erde – in den Maßstäben der Science-Fiction-Gemeinde – eine Andeutung von Raumfahrt: Auf den erdnahen Asteroiden werden mineralische Rohstoffe abgebaut. Von australischen Abenteurern kann die Gesellschaft Jesu ein Raumschiff erwerben. Am Rand erfährt der aufmerksame Leser, daß inzwischen der zweite kurdische Krieg stattgefunden hat und daß als Währung für internationale Geschäfte der Singapur-Dollar an erster Stelle steht, bei etwas Risikobereitschaft aber auch der polnische Zloty interessant ist. Und selbstverständlich wird der Weltraum auf Signale überwacht, die sich meistens als Artefakte entpuppen.

Der Techniker, der als erster ein regelmäßiges Signal auffängt und es als Musik dechiffrieren kann, ist mit dem Protagonisten befreundet. Für diesen ist die Sache sofort klar: „Es gab keine Alternative. Wir mußten sie kennenlernen“, so sagt er zu seinem Generaloberen, der sich dieser Einschätzung umgehend anschließt. Während die Vereinten Nationen noch diskutieren, haben die Jesuiten das Raumschiff bereits ausgerüstet und die Crew zusammengestellt: vier Freunde von Emilio und drei weitere Jesuiten. Das alles läuft so reibungslos, sämtliche Schwierigkeiten werden so mühelos bewältigt, daß es einigen Teilnehmern (gläubigen und agnostischen) erhebliche

Probleme bereitet. „Deus vult“ (Gott will es), wie einer der Jesuiten kommentiert, ist als Erklärung zu einfach und zu beruhigend.

Der texanische Provinzial, der als geniale Führungspersönlichkeit und gleichzeitig als schielendes, potthäßliches Unikum geschildert wird, bietet eine Definition von Wunder an, die von den Expeditionsteilnehmern mit etwas weniger Mühe akzeptiert wird: „Wenn man eine Schildkröte findet, die auf einem Zaunpfahl sitzt, kann man verdammten sicher sein, daß sie nicht von selbst dahingekommen ist.“ Die Schildkröte auf dem Zaunpfahl wird zum Topos. Glaubensfragen sind seit der Entdeckung des ersten Signals an der Tagesordnung, Antworten werden vorsichtig gesucht ohne jede Dogmatik oder Besserwisserei.

Dabei wird die Expedition zu einem immerhin vier Lichtjahre entfernten bewohnten Ort im Weltraum in eine Reihe gestellt mit den Jesuitenmissionen der Neuzeit, manchmal werden direkte Vergleiche mit historischen Personen und Ereignissen gezogen (so wird zum Beispiel das Schicksal von Isaac Jogues zitiert, der im 17. Jahrhundert von kanadischen Indianern gefoltert und getötet wurde). Nach seiner Rückkehr muß der Protagonist darauf hingewiesen werden, daß er nicht der erste Jesuit ist, der bei einem solchen Unternehmen versagt hat.

„Es gibt keine Art des Todes oder der Grausamkeit, denen jesuitische Missionare nicht schon zum Opfer gefallen sind“, sagt der Pater General zu Emilio. „Wir wurden terrorisiert und eingeschüchtert. Wir wurden geschmäht, falsch beschuldigt, lebenslänglich eingekerkert. Wir wurden geschlagen. Verstümmelt. Mißbraucht. Gefoltert. Und gebrochen.“

Damit wird – ohne daß der Leser es zunächst konkret wahrnimmt – auch Emilios Situation beschrieben: eingekerkert, verstümmelt, mißbraucht, gebrochen. Die Mitbrüder, für die seit dem Start der Expedition 38 Jahre vergangen sind, in denen Emilio – wegen der Relativitätstheorie bei Reisen mit Lichtgeschwindigkeit – nur um etwa fünf Jahre gealtert ist, diese Mitbrüder, die ihn gekannt haben, als sie Kinder waren oder, wie der fast 80jährige General, als gleichaltrigen Studenten, versuchen alles, um zu verstehen, was ihn gebrochen hat und wie sie ihm helfen können. Nach und nach, unter erheb-

lichen Schwierigkeiten, kommt die Geschichte der Expedition ans Licht, faszinierend nicht nur in sich, sondern auch in der Einbettung in den Ablauf der allmählichen Heilung des Protagonisten.

Es handelt sich um ganz gewöhnliche Science Fiction, in der die Technologie eine geringe Rolle spielt, in der die Atmosphäre des Planeten ohne jede Erklärung atembar, seine Nahrung essbar und seine Bewohner humanoid sind. Ausgeformt sind Fragen der Sozialstruktur und vor allem der menschlichen Beziehungen, eine gewisse Rolle spielt auch die Linguistik. Auffallend ist das ungewöhnliche Thema und die noch ungewöhnlichere Zusammensetzung des Forschungsteams. Vor allem ist jedoch das Feingefühl bemerkenswert, das die Autorin selbst bei den heißesten Themen keinen Augenblick vermissen läßt.

Eva Maria Phielner

KURZ, Paul Konrad: *Jeschua Jeschua*. Gespräche Psalmen. Düsseldorf: Benziger 1999. 237 S. Lw. 39,80.

Die Gedichte dieses neuen Buchs von Paul Konrad Kurz kreisen um die Gestalt Jeschuas, Jesu von Nazaret. Den Horizont bilden die Schöpfung, der nahe kommende und doch in Unbegreiflichkeit fern bleibende Gott, die biblischen Gestalten und Ereignisse (wie Abraham und Sara in Mamre), die zur Geschichte Jesu hinführen; nicht zuletzt gehört dazu „der Mensch“ unter den Bedingungen seiner gegenwärtigen Welt. Es geht dem Verfasser um den Jesus, der sich nicht in Beschlag nehmen, der sich keine Schranken vorgeben läßt und der Wartende und Hörende auch heute unmittelbar ansprechen kann:

„Fromme besetzen dich / Prediger besitzen dich / Politikern unnütz / Zeitungen scheiden dich aus / Ich muß dich täglich / hinter Sätzen suchen / warten bis / die Redner pausieren.“

Paul Konrad Kurz ist ein Meister der Sprache. Sie verfügt über starke, sinnliche Bilder. Sie hält sich asketisch knapp oder weitet sich nachdenklich aus, so daß die längeren Gedichte mit Recht auch „Psalmen“ heißen können. Sie bringt Gefühle und Empfindungen nahe („Frühling“, „Manchmal nachts“) und kann doch hart provozierend, beruhigend sein. Wo es um Leben und